

Die Ausbildung zum Primarlehrer in den 1950er Jahren

René Hauswirth

Das Küsnachter Seminar als Mittelschule

In meiner Familie und in der weiteren Verwandtschaft waren alle Männer Handwerker oder Bauern gewesen. Bis ein Jahr vor Schulabschluss hatte auch ich keine anderen Vorstellungen. Indessen fanden meine Sekundarlehrer, ich würde mich eher für die pädagogische Laufbahn eignen. Gerne folgte ich ihrem Rat.

Wie es Anfang 1949 bei der Aufnahmeprüfung ans Unterseminar zugeht, habe ich im Küsnachter Jahrbuch 2004 erzählt. Definitiv aufgenommen wurde man, abgesehen von der Probezeit, als eventuell künftiger Jugenderzieher erst nach einer ärztlichen Bestätigung der körperlichen Gesundheit. Der Dorfarzt verbrachte im Januar 1949 nahezu eine Stunde mit Untersuchungen und mit dem Ausfüllen des Fragebogens. Eine solche ärztliche Untersuchung wurde sonst von keiner Mittelschule verlangt. Hier wäre übrigens noch die zweite Besonderheit des Unterseminars zu erwähnen: Ein regulärer Absolvent musste Schweizer Bürger sein. Ausländer (z.B. Emigranten) erkannte man im Schülerverzeichnis am Zusatz «Hospitant».

An die Zeit am Küsnachter Semi denke ich gerne zurück. Es war ein «muisches Gymnasium», bevor man wusste, dass es das gibt. Im Unterschied zu den klassischen Gymnasien zählten für die Promotion nicht bloss die «wissenschaftlichen» Fächer, sondern auch die Kunstfächer: Zeichnen, Musik und Turnen. Dazu kam die familiäre Ambiance des ehemaligen Stiftsgebäudes, umgeben von Kirche, Dorfbach und Rebburg. Die Schülerschaft war überblickbar: bloss vier Jahrgänge zu drei Parallelklassen. Die Kantonsschule in der Stadt, die ich besuchsweise kennen lernte, kam mir dagegen vor wie eine Fabrik – objektiv gewiss zu Unrecht.

Das gymnasiale Latein belegte ich als Freifach. Dass die schrullige Altphilologin, Fräulein Dr. Marie-Louise von Franz, eine enge Mitarbeiterin des grossen Psychologen Carl Gustav Jung war, erfuhr ich erst später. Sie überraschte uns eines Tages mit der Ankündigung, die Psychologie des Unbewussten sei ihr «Hobby», und dann bot sie jeweils in der letzten Lektion des Quartals oder Semesters eine Einführungsvorlesung. Dort hörte ich zum ersten Mal von Traumanalyse und von «Symbolen», von «Archetypen» und «Psychologischen Typen» anderer Art. – Noch viel später (erst im Pauli-Gedenkjahr 2000) erfuhr ich ausserdem, dass gerade damals der berühmte Physiker und Nobelpreisträger Prof. Wolfgang Pauli als Klient von C. G. Jung mit Dr. Marie-Louise von Franz in Beziehung trat und prompt eine Übertragungs-Affektion erlebte (der Ausdruck «sich verlieben» schiene mir eher unpassend), die er erst 1953 durch Ausbleiben beendete.

Geschichte, schon an der «Sek» mein Lieblingsfach, machte mir Spass; sie wurde von Werner Kuhn auf gekonnte Weise «doziert» und eifrig nachgeschrieben, aber doch mit Zwischenfragen und Bemerkungen aufgelockert. Kuhn war promovierter Historiker, blieb jedoch zeitlebens Sekundarlehrer und wirkte am Semi bloss als Vikar für Franz Schoch, der sich gerade mit seiner Gemeindegeschichte abmühte. Als Lehrbeauftragter für zwei oder drei Klassen blieb Kuhn indessen auch später präsent. Ich traf ihn wieder als Kollege Anfang der 1960er Jahre.

Geographie interessierte mich seit der zweiten Primarklasse (1941), als wir zu Hause eine grossformatige Weltkarte anschafften, um den Verlauf der Kriegsereignisse zu verfolgen. Die Kontinente und Weltmeere waren mir geläufig. Da machte es mir nichts aus, dass der Fachlehrer sich von seinem Dezennium Japan her einen enorm gedämpften Unterrichtston angewöhnt hatte, den manche Mitschüler als einschläfernd empfanden. Die Geographie-Exkursionen von Prof. Arnold Gubler fanden übrigens stets an einem Samstagnachmittag statt, und kein Mensch beschwerte sich ob der «entgangenen Freizeit».

Mathematik war anfänglich vor allem Algebra, für mich zu unhandlich; die Geometrie mit ihrer grösseren Anschaulichkeit lag mir besser. Prof. Jean Züllig hatte dafür Verständnis – er war überhaupt ein Lehrer, der sich ganz persönlich und väterlich seiner Schüler annahm. So zog er mir einmal, während eines Gesprächs auf dem Gang draussen, die Hand aus dem Hosensack, weil sich das in Gegenwart eines Vorgesetzten nicht gehörte! Als in der dritten Klasse das (heute als veraltet geltende) Fach «Darstellende Geometrie» einsetzte, konnte ich auch mit den mathematisch Begabteren mithalten. Die Beziehung von Raum und Fläche war auch das Spannende im Zeichenunterricht von Dr. Mark Buchmann.



Geographie-Exkursion mit Prof. Gubler.

Der Musikunterricht war durchaus kein «Nebenfach». Die speziellen Gesangsstunden erfolgten in getrennten Halbklassen, bei uns Knaben mit Schwergewicht auf Stimmbildung und Theorie. Im 2. Jahr gab es dann eine Gesamtklassen-Singstunde, wo die ausnehmend guten Mädchenstimmen wunderbar zur Geltung kamen; Walter Simon Huber («Wasihu») war überaus stolz darauf. Ich hatte auch sonst grosse Freude am Chorgesang. Zum Klavierspiel hingegen fehlte mir die motorische Begabung. Es kam etwa vor, dass sich mit dem Daumen immer auch die grosse Zehe hob, und wenn ich Sandalen trug, konnten sich der Klavierlehrer und der Kollege daran belustigen. Im Turnen rügte August Graf u.a. meine «eckigen» Bewegungen an den Geräten und ein Manko an «Explosivität» beim Kugelstossen. Einige dieser Mängel konnte ich durch Fleiss und Disziplin wettmachen. Was mich bei allem immer wieder antrieb, war ein Drang nach dem Wissen darüber, was die Dinge und die Menschenwelt in Gang hält und zusammenhält. Darum schätzte ich auch die Naturwissenschaften, besonders Biologie.

Als kleine Mittelschule mit einem anspruchsvollen und dezidierten beruflichen Profil und mit einer relativ hohen Altersstufe (16- bis 21-Jährige) konnte das Seminar sehr viel organisatorische Verantwortung an die Schülerschaft abtreten. An den zahlreichen Festlichkeiten waren die Lehrer ausschliesslich Zuschauer. Auch hinsichtlich Alkoholgenuss lag die Verantwortung beim einzelnen Schüler. Ein richtig betrunkenener («voller») Seminarist ist mir bloss ein allereinziges Mal begegnet, auf der Bahnstation Künsnacht am frühen Morgen nach einem Hausfest, als er sich mit glasigen Augen und mit Erbrochenem im Mundwinkel an eine Säule lehnte (wie ich später erfuhr, ist er Alkoholiker geblieben und früh gestorben).

Was ich hinterher vermisste, bewusst erst während des Uni-Studiums, das waren ausge dehntere Phasen philosophischer Reflexion. Dergleichen erschien am «Semi» als Luxus. Erst in

der vierten Klasse holte der Theologe Fritz Blanke im Freifach Religionsgeschichte ein bisschen weiter aus zu einer bescheidenen Geschichte der abendländischen Denkschulen. Indessen ist mir Prof. Blanke als Persönlichkeit noch ganz gegenwärtig. Von Herkunft Deutscher, aber an der Grenze zum Thurgau aufgewachsen, war er bereits mit 27 Jahren im fernen Königsberg Privatdozent geworden und bald darauf Professor für Kirchengeschichte an der Zürcher Uni. Sein überlegenes Wissen trug er mit grösster Bescheidenheit vor. Er lehrte uns Achtung vor Minderheiten, indem er lieber von Freikirchen sprach als von «Sekten». Auch beim Überblick der Philosophiegeschichte zeigte er wieder viel Verständnis für die «Querdenker», z.B. Nietzsche – so kurz nach dem Zweiten Weltkrieg gar nicht selbstverständlich. Später begegnete mir Blanke wieder als Mitarbeiter der Zwingli-Edition. Er starb leider bereits mit 67 Jahren, und ich habe ihn sehr vermisst.

Im Latein, sonst auch etwa eine Plattform für Philosophisches, war diese höhere Dimension durch die schon erwähnte Jungsche Tiefenpsychologie besetzt, ganz abgesehen davon, dass die mageren neun Jahresstunden Latein (gegenüber etwa 30 am Gymnasium) eine sehr ökonomische Nutzung erzwangen – im Klartext: fortwährendes Büffeln. Die Lektüre der Klassiker der deutschen Literatur (gemäss dem damals noch nicht hinterfragten Kanon) bedeutete natürlich für sich allein auch eine Schulung des Geistes. Aber im Rückblick scheint es mir, dass der Unterricht bei Dr. Hans Guggenbühl («Zwerg») doch eher emotional-oberflächlich und weniger reflexiv war. Aus Kleists «Penthesilea», aus Schillers «Wallenstein», aus Goethes «Götz» und «Faust, erster Teil» hätte sich vielleicht noch etwas mehr herausholen lassen als gekonnte Deklamation. Dagegen danke ich meinem Deutschlehrer für die liebevolle Behandlung von Gottfried Kellers «Sinnegedicht», für mich eines der sympathischsten Werke der Weltliteratur. Als enorme geistige Anregung und Herausforderung empfand ich sodann den «Grünen Heinrich», den ich mir in selbständiger Lektüre aneignete. Überhaupt stand mir Gottfried Keller von all den Autoren ganz persönlich am nächsten.

Sehr früh fasste ich ein Bild des Gelehrten, an dem sich alle andern zu messen hatten. Modell stand der Sprachwissenschaftler und Indologe Emil Abegg. Ich lernte ihn kennen in einem Kurs der Volkshochschule über altindische Kulturen im Wintersemester 1949/1950 (Indien hat mich damals enorm fasziniert). Aus einem gewaltigen Wissensschatz genährte Sachkenntnis wurde formvollendet und verständlich in freier Rede vorgetragen. Am Semi Küsnacht war es der Physiklehrer Paul Frey, genannt «Quasi», der dem Ideal am nächsten kam. Sein Unterricht war gleichzeitig nüchtern-klar und doch menschlich anrührend, weil er in allem einen Bezug zum Alltag und zum «Leben im allgemeinen» zeigen konnte. So bei der Unterscheidung der zwei Arten von Kausalität: absolute (Newton) und statistische (Max Planck). Einleuchtend war die Warnung vor irreführender unangepasster Genauigkeit («drei zählende Ziffern mit der richtigen Masseneinheit genügen») oder die erstaunliche Genauigkeit des Durchschnittswertes einer grossen Zahl von sorgfältigen Schätzungen.

Was das Leben kostete – spielend die Welt erkunden

Ein gewichtiger Ausgabenposten waren Tram- und Bahnabonnemente. Gemessen an der sonstigen Kaufkraft war Bahnfahren damals etwa 3-mal so teuer wie heute. Im übrigen kam ich für persönliche Extraausgaben selber auf. Das war nur möglich, indem ich in fast allen Ferien zeitweise einem Verdienst nachging und während der Schulwochen gelegentlich Nachhilfestunden erteilte.

Für die bescheidenen täglichen Bedürfnisse reichten die 60 Franken Taschengeld von der Mutter sehr knapp. An zwei Tagen war Nachmittagsunterricht bis halb sechs Uhr. Dann fuhr ich manchmal in der Mittagspause von Küsnacht nach Stadelhofen (mit dem Streckenabonnement kostenneutral), konsumierte im «Olivenbaum» eine Suppe für 30 Rappen, plus 5 Rappen für ein Stück Brot – und hatte um 15 Uhr natürlich wieder Hunger. Ein anderes Menu war ein Glas Yoghurt nature plus ein oder zwei Vollkornbrötchen, beides von der Migros, die sich damals noch im Gebäude der heutigen Raiffeisenbank Küsnacht befand.



Walter Zulliger, Seminardirektor 1946–1975.

In der Konditorei Thür beim Bahnhof Küsnacht (heute die CS-Filiale) bekam man für 40 Rappen ein Stück «Nusskuchen», dessen Füllung hauptsächlich aus pürierter Alt-Pâtisserie bestand. Oben in der guten Stube der Wohnung bot Thür auch Mittagessen an. Zwei- oder dreimal habe ich mir diesen Luxus geleistet. Nach dem Dessert wurde jeweils gepokert, und ich wollte auch einmal «dabei sein».

Der «homo sapiens» ist ja zugleich ein «homo ludens». In der Jugend jedenfalls sind wir es ganz ungeniert. So schüchtern und unsicher ich bei neuen Begegnungen sein konnte – so wenig hemmte mich eine Scheu vor dem organisierten oder situationsnotwendigen «Auftreten». Als im Sommer 1949 der Turnlehrer August Graf vor dem Sporttag Anmeldungen für spezielle Darbietungen sammelte, meldete ich mich ganz arglos und sorglos zum Wasserspringen. Drei verschiedene leichte Sprünge beherrschte ich, einen vierten und schwierigeren, den «Auerbach vorwärts», gedachte ich noch zu lernen. Viel zu spät merkte ich, dass das ohne fachkundigen Trainer kaum möglich ist. Am Sporttag dann, als es ernst galt, wurde ich weit abgeschlagen Fünfter und Letzter im Wettkampf. Vor mir lagen vier Dritt- und Viertklässler, die bei der Rangverkündung alle einen Buchpreis erhielten. Dann wurde zur grössten Überraschung doch noch mein Name aufgerufen. August Graf fand, als einziger Erstklässler im Wettkampf hätte ich einen Trostpreis verdient; dann drückte er mir eine fast bibliophil eingeschlagene Broschüre in die Hand, einen Essay von Paul Valéry über Stendhal.

Das Ulkige an der Sache ist, dass dies an jenem Sporttag in unserer Klasse «1c» überhaupt der einzige Preis war, wo ich doch im Turnunterricht nie über Mittelmass hinaus gelangte. Dieser geringen Begabung ungeachtet machte ich vom Herbst 1949 an im Seminarturnverein mit. Dabei ging es freilich nicht allein um die körperliche Ertüchtigung, sondern auch um das Zusammensein mit anderen Jungen. Der STV war auch eine «Burschenschaft», mit Comment, Mütze, Band und «Cantusprügel» (Studentengesangbuch) und mit regelrechtem Kommers an den Vereinssitzungen samt den dazu gehörigen Symbolen und Chargen. Das «Farbe tragen» bei den Vereinsanlässen und überdies jeden Monat an einem bestimmten Tag erlebte ich jedes Mal als einen gelungenen «Auftritt». Bis zum Frühjahr 1950 gehörte ich

mit etwa zehn weiteren Jahrgängern zu den «Füxen» unter der Obhut des «Fux-Majors», dann nach der Burschenprüfung als richtiges Mitglied zur «Sippe Lukull» mit dem ironischen Übernamen (vulgo) «Whisky». Im Sommer darauf nahm ich in Herrliberg zum ersten Mal an einem regionalen Turnfest teil (Zürichsee-Oberland), mit einer Barrenübung unterster Stufe im Sektionsturnen.



Wasserspringen am Sporttag 1949.

Unter das Thema «spielend die Welt erkunden» gehört im wortwörtlichen Sinn auch eine sportliche Disziplin, die mich schon früher fasziniert hatte: der Orientierungslauf. Das Küsnachter Seminar schickte Jahr für Jahr aus jeder Klasse mindestens eine Mannschaft an den «Zürcher Kantonalen», und ich war jedes Mal dabei, einmal sogar an einem gesamtschweizerischen Anlass im Aargau. Zu Spitzenrängen brachte ich es zwar nie; andere waren viel schneller. Aber jeder



Freiwillige Teilnahme von Mannschaften des Seminars am «Eidgenössischen Orientierungslauf» in Kölliken AG 1950.

gefundene Posten bedeutete ein Erfolgserlebnis. Ausgezahlt hat sich diese Übung später auf Schulreisen, im Militärdienst und auf Familienwanderungen.

Unter dem Aspekt des «homo ludens», nämlich als Chance zur Selbstdarstellung und als Sozialisierungsexperiment sehe ich heute auch das Auftreten im «Zürcher Jugendparlament». Ich war dort von 1951 an Mitglied einer soziali-

beralen Gruppe und wurde gleich in die funktionale «Exekutive» abgeordnet. Das war je nach dem vorliegenden Geschäft der Stadtrat, der Regierungsrat oder gar der Bundesrat. Dem entsprechend tagte dann das Scheinparlament als städtischer Gemeinderat, als Kantonsrat oder als Nationalrat. Da konnte ich mich im wahren Sinn des Wortes «in Szene setzen» und rhetorische Fertigkeit erwerben.

Maturreise und letztes Hausfest

Für die Absolventen des Küssnacher Seminars hatte es bis 1949 nur «Alpenreisen» gegeben. Im Zeichen der Öffnung nach dem Zweiten Weltkrieg ging man seither auch ins Ausland. Die Maturreise der 4c vom Sommer 1952 führte über Innsbruck nach Venedig – Verona und Mailand. Der Klassenlehrer, Dr. Hans Wagner (seiner Glatze wegen etwas respektlos «Fudi» genannt), hatte sie vorbereitet. Dass er den Weg über Innsbruck wählte, war unter universalgeschichtlichem Aspekt einfach genial. Leider wurde dieser Zusammenhang kaum gebührend zum Bewusstsein gebracht. Der Fremdenführer, der uns Innsbruck zeigte, beschränkte sich auf das Lokale; und da war der Patschenkoferl wichtiger als der Brenner und damit eine Relativierung unseres Gotthard-Mythos versäumt. Am Abend Kinobesuch: ein US-Western, aber auf Deutsch – welche Doofheit! fanden wir. In Zürich war man noch niveaubewusst, da wurden amerikanische Filme grundsätzlich nicht synchronisiert, sondern mit deutschen Untertiteln gezeigt.

Von Venedig selber sind mir nur wenige Szenen noch gegenwärtig: An der Riva degli Schiavoni waren wir einquartiert; und auf dem Sandstrand des Lido spielten wir Knaben und Herr Fröhlicher Fussball – mit einem Wollknäuel!. Zum Ausgleich für diese ästhetische Sünde besichtigte ich dann am zweitletzten



Hintere Reihe v.l. Walter Tschopp, Walter Plüss, Margie Schärer, Reini Engeli, Jettli Bourquin, Albert Lüssi, Heinz Ushöfer, Ernst Brandenberger, Reinhard Steiner, Harry Heiz, Hans Meier, Frau Wagner-Brunner, Herr Fröhlicher (Klavierlehrer wie auch Frau Wagner bis zu ihrer Heirat)

Vordere Reihe v.l. René H., Kurt Angele, Vreni Senn, Ursi Held, Ruth Käser, Sonja Bächtold, Annie Gnehm, Martin Wittenwiller, Elisabeth Werffeli, Gerda Zuppinger. Aufnahme: Dr. H. Wagner

Tag, bloss von einer Kameradin begleitet, die Galerie der Accademia und leistete mir dort eine sündhaft teure Fotoreproduktion der bombastischen «Verkündigung» von Paolo Veronese, nicht so sehr wegen der Malerei an sich, sondern weil mir die klassischen Architektur-Zitate in ihrer strengen Zentralperspektive so imponierten.

Die Heimreise am Samstag wurde in Verona unterbrochen. Die Klassenfoto, aufgenommen vom Reiseleiter am Fuss der Arena, gibt einen gewissen Eindruck von der mörderischen Hitze jenes Nachmittags. Ein Glück, dass uns

Frau Wagner darauf mit frischen Feigen vom Markt zu revitalisieren vermochte. Beim Zwischenhalt in Mailand wollte ich nicht mit dem grossen Haufen im Bahnhofrayon bleiben und machte mich alleine davon. Die letzten Lire verbrauchte ich dann für eine bescheidene Mahlzeit an einem städtebaulich bemerkenswerten Ort: in der Galleria Vittorio Emmanuele, wo gerade eine Blasmusik ihr Platzkonzert gab. Darauf fuhren wir in eng und gemischt besetzten Abteilen dritter Klasse während der Nacht durch den Gotthard zurück.

Ein markantes Ereignis gegen Ende der vierten Klasse war das Hausfest. Mein Beitrag bestand zur Hauptsache im Malen von Dekorationen und Kulissen, zusammen mit Kurt in der Werkstatt seines Vaters Heinrich Angele in Männedorf. Am «Semi-Abend» selber spielte ich dann ablösungsweise Croupier am Glücksrad, einem mit Kartonscheiben verkleideten Velorad an senkrechter Achse, das nicht ganz so gleichmässig rund lief, wie es eigentlich hätte laufen sollen. Aber weil fast niemand so lange am Spieltisch blieb, dass er es hätte bemerken können, blieben Reklamationen aus. Als Jetons dienten «Schoggi-Taler», die man nur gewinnen und essen, aber nicht einlösen konnte. Das brachte der Klassenkasse ansehnlichen Ertrag.

Dieses Geld brauchten wir zur Finanzierung des letzten Skilagers mit Standort in Hospenthal. Das Wetter war fast ungesund schön, nämlich Sonnenbrand erzeugend. Die grossen Ski-Asse waren nicht mehr dabei; sie wirkten als Kursleiter in den Lagern unterer Klassen (und gingen dabei vielleicht auf «Brautschau»). Zwar hatte August Graf auch mich nach Davos in einen «Kurs für Vorunterrichts-Leiter» geschickt, aber offensichtlich mehr zur Belohnung für Schulleistungen als für den sportlichen Gebrauch. Ich war und blieb, jedenfalls unter den Seminaristen, ein eher mittelmässiger Skifahrer.

Schwerpunkt Geschichte – Matura

Einer Zeitungsnotiz Anfang 1952 entnahm ich, dass die Schweizerische Konferenz der Gymnasialrektoren einen «Wettbewerb für Schweizergeschichte» ausschrieb, durchzuführen im Herbst in Form einer vierstündigen Klausurarbeit über ein Thema aus der Zeit von 1798 bis 1848. Ich meldete mich sofort an und erfragte bei Prof. Schoch die einschlägige Literatur, die ich dann auch studierte; darunter bot die «Histoire de la Suisse» von William Martin den besten Überblick. Am Samstag, den 8. November war es soweit. Herr Zulliger persönlich führte mich in das Kämmerlein hinter dem Sekretariat und öffnete dort das Kuvert. Das Thema hiess «Alteidgenössische Tradition und moderner Liberalismus in der Regeneration von 1830–1848». Darüber schrieb ich nun einige A4-Blätter voll (den Sudel habe ich noch). Ende 1952 wurde das Ergebnis publiziert, als kleine Pressenotiz. Der 1. Preis bestand in einem Bücher-Bezugskonto von 120 Franken. Dazu schenkte mir Franz Schoch ein Exemplar seiner Geschichte der Gemeinde Küsnacht.

Dem Direktor lag viel daran, dass sein Unterseminar als vollwertige Mittelschule (eben ein musikalisches Gymnasium) gelten konnte. Darum ermunterte er die Absolventen des Lateinkurses, die eidgenössische Maturitätsprüfung Typus B abzulegen, parallel zu den Schlussprüfungen am Semi (die als «kantonale», bloss an der Zürcher Uni anerkannte C-Matur galten). Ein Jahr zuvor hatte Fritz Lerch («Pluto») die Erwartungen erfüllt. Im März 1953 trat ausser mir noch René Gnehm an. Weil der Lateinunterricht bereits im Herbst davor aufgehört hatte, wollten wir zur Sicherheit ein Repetitorium absolvieren. Die neue Lateinlehrerin, eine sympathische mollige Schönheit, war dazu bereit. Über ein Honorar sprachen wir gar nicht. Sie entliess uns nach einer Lektürestunde als prüfungsreif und wir schenkten ihr eine Schachtel Pralinen.

Die Maturitätsprüfung in den Räumen der ETH war hart: von Donnerstag bis Samstag fünf schriftliche Klausuren samt Zeichnen, und in der folgenden Woche zweieinhalb Tage mit zehn mündlichen Prüfungen, wobei stets die ganze Gruppe anwesend sein musste (Teilprüfungen wurden erst einige Jahre später ermöglicht). Beide Küssnachter Kandidaten bestanden die Prüfung zur Zufriedenheit von Direktor Zulliger. – Die Hürde der «Fremdenmatur» hatte für mich überdies noch eine ganz besondere persönliche Bedeutung, nämlich als Entscheidungshilfe, weil sie mir deutlich die Grenzen meiner Begabung zeigte. Nachdem doch die Naturwissenschaften während der ganzen Schulzeit zu den Lieblingsfächern gehört hatten und im Schlusszeugnis des Unterseminars dort keine Note unter 5,5 lag, brachte ich es an der «Eidgenössischen» in dieser Fächergruppe einschliesslich Mathematik bloss auf magere 4,2 Punkte, während sich die guten Ergebnisse in den modernen Sprachen und in Geschichte bestätigten. Der gelegentlich gehegte Gedanke, später einmal Geographie und Geologie zu studieren, war nun ausser Diskussion; dafür war die Option «Geschichte» definitiv gewählt und somit für mein künftiges Leben eine Weiche gestellt.

Einstand am Oberseminar

Wie gerne hätte ich gleich mit dem Geschichtsstudium angefangen, zu dem mich Direktor Zulliger ermunterte! Aber zuerst galt es, für das künftige Leben eine ökonomische Basis zu erlangen. Ich musste auf jeden Fall das Oberseminar absolvieren und dann als Primarlehrer einige Jahre Ersparnisse anlegen. Bloss ein Kollege aus unserer Klasse konnte es sich leisten, das Oberseminar auszulassen und sich gleich an der Uni für Mathematik zu immatrikulieren – nebst einem Musikstudium. Ich markierte aber immerhin mein anhaltendes Interesse mit dem Wahlfach «Geschichte und Heimatkunde».

Das Oberseminar (heute «Pädagogische Hochschule») war Anfang der Vierzigerjahre zur Fachausbildung der Zürcher Primarlehrer eingerichtet worden. Untergebracht war es seit 1953 nahe der «Platte» in der frei gewordenen Barackenzeile (heute bloss noch ein Parkplatz) vor dem neuen Kantonsspital, also in einem jener manchmal sehr dauerhaften Provisorien, die in Zeiten des Wachstums für stets neue Aufgaben umfunktioniert werden. Dorthin war während der Bauzeit ein Teil des Spitals ausgewichen. Ich wurde auch an der Uni heimisch, weil dort die grossen Vorlesungen für das gesamte Oberseminar stattfanden und wir ohnehin den Status von «nicht immatrikulierten Hörern der Universität» einnahmen.

In jener Arbeitsgruppe «Geschichte und Heimatkunde» besuchten wir Übungen bei Gottfried Guggenbühl, Professor für Geschichte an der ETH. Dort hatte ich Gelegenheit, mich durch ein kurzes Referat über die Weltlage zu profilieren; dabei sprach ich vom «Zeitalter der Weltkriege», ohne mich zu erinnern, dass Guggenbühl selber diesen Begriff kreiert hatte, nämlich im Titel eines Leitartikels in der «Zürichsee-Zeitung» zwei Jahre zuvor. Das gab dann Anlass zu allerhand Fragen und Bemerkungen von Seiten des Professors.

Das Jahr 1953 war überaus nass. Das «Zürifäsch» war ja völlig verregnet worden, und der Pegel des Sees stieg auf Rekordmarke. Kein gutes Omen für die Sommerferien, aber da wirkte ich als Hilfssekretär von Direktor Oberli im Hotel «Weisses Kreuz» in Bergün. Die Stelle hatte mir Frau Bachmann vom Sekretariat des Oberseminars vermittelt. Verdient habe ich wenig, ganze 120 Franken für fünf Siebentagewochen; aber das wurde mehr als nur aufgewogen durch vielfältige reiche Erfahrungen und Begegnungen – und durch eine vorzügliche Küche; ich speiste

nämlich am Tisch des Chefs, nicht beim Personal mit seinem proletarischen Menu. Diese fünf Wochen in Bergün gehören zu den interessantesten Episoden meines Lebens. Seither ist mir die verbreitete (und für Investoren oft fatale) Faszination der höheren Gastronomie durchaus verständlich.

Dozenten des Oberseminars

Meine Lehrer am Oberseminar erlebte ich als profilierte Charaktere; und das galt mit ganz wenig Ausnahmen auch für die Praxislehrer. Jakob Bächtold, der Sprachdidaktiker, schwärmte für die «natürliche» analytische Methode des Erstleseunterrichts, und wir nahmen es ihm ab, auch wenn wir seine Einseitigkeit belächelten und der Meinung waren, das eine brauche das andere nicht völlig auszuschliessen. Als Oberpädagogin wirkte der Direktor Walter Guyer; er liess uns über die Kapitel seines Opus magnum «Wie wir lernen» diskutieren. Der Psychologe aus der Schule Piaget, Dr. Hans Aebli hatte einen «Master of Arts» der University of Minnesota und wurde darum einfach «John» genannt. Er beeindruckte mich durch seinen schlichten Positivismus. Als ich einmal vorschlug zu erörtern, was eigentlich «die Seele» sei, erhob er den Einwand, das sei eine schwer fassbare Materie; er würde lieber vom «Verhalten» sprechen, das könnten alle übereinstimmend beobachten und da wisse man, wovon man rede. Dem konnte ich nicht widersprechen, wenn es mich auch nicht ganz überzeugte, nachdem ich durch Marie Louise von Franz schon zu viel über die «unbewusste Psyche» gehört hatte. – Ganz anders der Musikdidaktiker und Chorleiter Ernst Hörler: Er überzeugte uns emotional, weil er die Freude am Gesang vorlebte. Als ich einmal einer Privatstunde wegen die mittägliche Chorprobe schwänzte, hatte ich (wie sonst nie in solchen Fällen) ein wirklich schlechtes Gewissen und kam mir vor wie ein Verräter. Eindrücklich in Erinnerung geblieben ist mir unser Chorkonzert in der damaligen Strafanstalt Regensdorf. Die zentrale Halle, wo der Chor sich aufstellte, besass die Akustik einer Kathedrale. Von den Zuhörern waren nur die Wärter sichtbar; den Häftlingen hatte man bloss die Zellentüren geöffnet. Das gab dem Applaus etwas Geisterhaftes. Und als nach dem Ende des Programms und einiger Zugaben die Zellentüren auf Kommando alle zugleich schlossen, da fuhr uns der metallische Widerhall durch Mark und Bein.

Im Herbstquartal folgte die Unterrichtspraxis, je drei Wochen in der Stadt und auf dem Land. Für mich begann es in einer 6. Klasse im Schulhaus Ilgen B (am Römerhof, Schulkreis Zürichberg) bei Dr. Heinrich Burkhardt, als Volkskundler ein Schüler von Richard Weiss; etwa 10 Jahre später wurde er Stadtrat (FDP). Von den drei Wochen fanden nur zwei im Schulhaus statt. Die dritte war eine heimatkundliche Arbeitswoche im Tessin, Standort Jugendherberge Biasca. Für mich war es die erste Begegnung mit dem Tessin, und sie verlief intensiv, dank dem Fachmann für Volkskunde. Ins Bleniotal fuhr damals noch die Schmalspurbahn; und in einem Seitental (Pontirone) nahmen wir einen Augenschein von den letzten Zeugen vorindustrieller alpiner Landwirtschaft: keine Elektrizität, keine Fahrstrasse, kein Druckwasser. Besonders stark war, auf der Exkursion nach Locarno, das ästhetische Erlebnis beim Anblick der mediterranen Architektur. Nach einer Zwischenwoche mit Exkursion in das Gebiet der Oberaar-Stauseen folgte meine Landpraxis in Wolfhausen (Bubikon). Die Mehrklassenschule von Kurt Schmid mit der ungewöhnlichen Zusammensetzung 4. Klasse (d.h. Mittelstufe) und 7./ 8. Klasse (Oberstufe) gab einigermassen mehr an Vorbereitungsarbeit als die homogene Klasse vom Zürichberg.

Sternstunden meiner Landpraxis waren einige Lektionen im Rahmen der «Heimatkunde» auf der Oberstufe, wo ich meine wirtschaftsgeschichtlichen Interessen und Kenntnisse anwenden durfte, z.B. im Vergleich der Kantone Uri und Glarus, oder in der Relation der drei Sektoren (1:3:2), die in jenen Jahren gerade durch eine Pyramide aus sechs Elementen darzustellen war.

Prüfung und Abschluss

Die Themen der schriftlichen Prüfungsarbeiten waren quasi Rezensionen, Inhaltserläuterungen. Hans Aebli, der Lehrbeauftragte für Geschichte der Pädagogik, stellte mir die Aufgabe, in Pestalozzis Pamphlet von 1780 gegen die unmenschliche Ächtung lediger Mütter «Über Gesetzgebung und Kindermord» den Aspekt «Staat und Erziehung» zu bearbeiten. – Im Fach «Sprachdidaktik» sollte ich das schwierige Werk des Reformpädagogen Walter Seidemann «Der Deutschunterricht als innere Sprachbildung» analysieren und dabei herausbringen, was mit «innerer Sprachbildung» überhaupt gemeint war. Wenn ich heute den sauberen Text jener Arbeit durchgehe, so staune ich ob der idealistischen Bestimmtheit meiner Sätze. Bei dem von Wilhelm von Humboldt geprägten Begriff «innere Sprachform» geht es vermutlich einfach darum, das richtige Wort zu finden; und zwar von der Sache und vom Herzen her, eben «von innen heraus» und nicht von aussen aufgeklebt.

Nach den mündlichen Prüfungen und den Probelektionen fand im Haus der Meisenzunft der Schlussabend statt, ein Essen mit Unterhaltungsprogramm. Jules Eberhard hatte den Mimen Roy Bosier engagiert. Ein Hobby-Zauberer war auch da; dann trat einer der Oberseminaristen als Pianist auf: Hansjörg Siegenthaler, der als Absolvent des Realgymnasiums aus dem Vorkurs übergetreten war. Wir trafen uns bald darauf wieder im Schulhaus Kappeli, wo wir gleich nach den Prüfungen und unmittelbar vor den Frühlingsferien als Vikare eingesetzt wurden. Die zwei Wochen Stellvertretung im März wegen Militärdienst des Klassenlehrers waren mühsam; die Klasse namentlich im Zeichenunterricht kaum zu zügeln. Dafür brüllten die Buben und Mädchen mit Begeisterung und Leidenschaft die (unsäglichen) Verse des Sempacherliedes «Lasst hören aus alter Zeit...», als ob sie mich necken wollten. Einige Wochen später hat mir aber doch ein Schüler Grösse ausrichten lassen. Da wirkte ich bereits an meiner ersten Stelle, nämlich als Verweser an einer 5. Primarklasse im Schulhaus Friesenberg.